

Erstes Buch: Der Krieg

Vorwort

Im Januar 1945 überfluten die Horden der Roten Armee die pommersche Heimat. Sie plündern und morden und vergewaltigen deutsche Frauen und Mädchen. Als sie sich **Cammin** nähern, entschließt sich meine Frau, unter Zurücklassung der gesamten Habe mit den beiden Kindern die Stadt zu verlassen und nach Berlin auszuweichen.³ In der Camminer Wohnung war auch das Original-Tagebuch zurückgeblieben. Ich selbst befand mich an der Front in **Kurland**.

Ich habe nun versucht, während meiner viereinhalbjährigen Zwangsarbeit in der Sowjetunion die Kriegsereignisse nochmals aus dem Gedächtnis stichwortartig niederzuschreiben. Aus diesen Notizen, die ich unter großem Risiko aus der Sowjetunion herausgeschmuggelt habe, sind dann später in der Heimat die vorliegenden Aufzeichnungen entstanden.

Ihnen fehlt sicher die Frische und Lebendigkeit der Original-Eintragungen, die oft unter dem erregenden Eindruck des gerade Erlebten zuweilen direkt auf dem Schlachtfeld geschrieben waren. Dafür sind sie vielleicht von größerer Objektivität, da sie die Ereignisse, durch spätere Erfahrungen bereichert, in gewissem Abstand sehen.

Vieles habe ich vergessen. Manche Episoden habe ich fortgelassen. In einigen Fällen konnte ich die chronologische Reihenfolge nicht mehr exakt rekonstruieren, und manche Daten werden auch nicht ganz genau stimmen. Aber die Geschehnisse selbst haben sich genau so abgespielt, wie ich sie geschildert habe.

Diese Blätter schildern das Leben eines Soldaten in Krieg und Gefangenschaft. Es sind Ausschnitte aus dem Wirkungsfeld und der Gedankenwelt eines Zugführers und späteren Kompaniechefs⁴. Sie sind aufgeschrieben aus dem Wunsch heraus, diese neun Jahre härtesten Lebens und intensiven Erlebens mit ihrem reichen Erfahrungsschatz festzuhalten. Von diesen neun Jahren habe ich allein acht Jahre in der Sowjetunion zugebracht.

Bei meiner Heimkehr habe ich diese Aufzeichnungen und mein Soldbuch trotz strenger sowjetischer Kontrollen und nervenfressender Durchsuchungen in sicherem Versteck über die Grenze geschmuggelt. Ich war mir darüber klar, dass ich für weitere Jahre in die UdSSR zurückgeschickt worden wäre, wenn man diese Papiere bei mir gefunden hätte. Aber wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Ob sich dieses Risiko für diese Blätter gelohnt hätte, ist allerdings fraglich.

1. Teil

Letzte Friedensjahre – erste Anzeichen des Krieges – Einberufung nach Brandenburg/Havel – Abstellung nach Galizien

Hochsommer 1938. Badesaison auf **Juist**. Ich sitze mit meinem alten Freund Albert in einer Pension der Nordseeinsel am Frühstückstisch und blättere in meinem Wehrpass, der gerade mit der Frühpost

³ ihr Bericht [hier online](#)

⁴ Die Dienststellung eines Kompaniechefs wurde verliehen und konnte nicht – wie die meist vorübergehende Einteilung als Kompanieführer – rückgängig gemacht werden; das gleiche gilt für Bataillons- usw. -kommandeure bzw. -führer.

gekommen war. Ich hatte nämlich im Frühjahr meine zweite Reserveübung als Reserveoffiziersanwärter⁵ abgeleistet und hielt nun das Ergebnis in Händen: „... mit Wirkung vom 29.6.38 zum Feldwebel d. Res. (*der Reserve*) befördert.“

Im folgenden Sommer bin ich wieder auf Juist. In geselligem Verkehr vergeht die herrliche Urlaubszeit. Strahlende Sonne, rauschende Brandung und gepflegte Menschen; stiller Mond, glitzerndes Wattenmeer und eine sehr schöne Frau; einschmeichelnde Tanzmusik und ein pflichtenfreies Dasein erfüllen das Herz mit unbeschwerter Lebensfreude.

Aber schon sperrt Stacheldraht einige Teile der Insel ab, und fern über der See rattert Maschinengewehrfeuer. Deutsche Jagdflieger machen Schießübungen. Der Krieg wirft seine Schatten voraus.

Und dann bricht es los. Am **1. September 1939** greift die Deutsche Wehrmacht Polen an. In einem beispiellos kurzen und harten Blitzfeldzug von 18 Tagen wird die polnische Armee zerschmettert und das Land besetzt.⁶ Ich musste meine gerade begonnene Leutnantsausbildung abbrechen und wurde nach Hause geschickt. Die Kaserne musste zur Aufstellung von Reserveeinheiten freigemacht werden.

England und Frankreich erklären uns den Krieg, bleiben aber noch „Gewehr bei Fuß“ an der Westgrenze stehen. Der Winter sieht im Westen nur Späh- und Stoßtrupptätigkeit. Das ist 1939/40.⁷

Ich bin immer noch zuhause, mache meinen Schuldienst und verbringe hin und wieder ein Stündchen mit der sehr zugänglichen rothaarigen Tochter unseres Hauswirtes, einer gut gewachsenen Turnerin.

In den Osterferien 1940 verbringe ich mit Albert einen Skiurlaub im **Riesengebirge**. Wir wohnen im **Jugendkammhaus**, einer Jugendherberge. Aber für zwei Tage und Nächte ziehe ich in die kleinere und ruhigere **Peterbaude**, wohin mich eine Bekannte eingeladen hat, die ich kürzlich bei einem Nachmittags-Tanzkaffee in einer anderen Baude kennengelernt hatte. Wir verbringen herrliche Tage auf dem Kamm, von dessen Höhe man weit in das böhmische und schlesische Land hinuntersehen kann. Unsere Skitouren werden durch keine Grenze behindert, denn die tschechischen Grenzpfähle liegen zerbrochen im Schnee. Das Großdeutsche Reich ist erstanden.⁸

Im Frühjahr 1940 geht die Deutsche Wehrmacht auch im Westen zur Offensive über. Holland und Belgien werden überrannt, die Engländer über den Kanal gejagt, und sechs Wochen nach Beginn des Feldzuges hat Frankreich kapituliert.⁹

Noch einmal verbe ich im Sommer drei unvergessliche Urlaubswochen in **Zechlin-Flecken**, mitten in der wald- und seenreichen Landschaft der geliebten **Mark Brandenburg**. Wohltuende Stille liegt über dem alten Jagdschloss, in dem ich wohne.¹⁰ Anfangs als einziger Gast, später mit zwei weiteren (Mutter mit kleiner Tochter), werden wir von der liebenswürdigen **Wirtin, der evangelischen Pfarrersfrau**, mütterlich versorgt. Ich genieße die Urlaubsfreuden mit der jungen Frau Lotte und oft auch gemeinsam mit der kleinen Tochter. Den größten Teil des Tages liegen wir auf dem Wasser oder am Ufer eines der Seen, zuweilen bis in die Nacht hinein. Oft unternehmen wir kleinere oder größere Fahrten in einem weißen Boot, das wohl dem Pfarrhaus gehört. Wir paddeln über die stillen Seen und durch die schmalen Kanäle, die die Gewässer miteinander verbinden. Das Boot gleitet fast lautlos an dem wispernden Schilfgürtel vorbei, aus dessen Dickicht das Flöten und Quarren der Wasservögel dringt. Leise glucksend schlägt das Wasser gegen das Boot. Die warme Sommerluft liegt ruhig und still. Alles atmet tiefen Frieden. Selbst die Nächte sind warm, und dann spukt es manchmal in dem alten Schlösschen. Die hölzerne Treppe knarrt, und eine Tür quietscht leise. Die junge Frau ist deswegen etwas besorgt, aber sonst stört es niemand. Wer sollte denn da auch nachts durch das Haus schleichen? Und warum?

⁵ Der Autor gehörte zu den sogenannten *weißen Jahrgängen*, die nicht der 1935 eingeführten Wehrpflicht unterlagen. Er hatte sich aber freiwillig gemeldet und vom 1. Juni 1935 bis Ende März 1936 seine Grundausbildung im *Ergänzungs-Bataillon 17 in Zerbst* abgeleistet.

⁶ *Polenfeldzug* 1. September–6. Oktober 1939

⁷ sog. *Sitzkrieg* 3. September 1939–10. Mai 1940

⁸ Zwischen dem 1. und 10. September 1938 war das *Sudetenland* „eingegliedert“, am 15. März 1939 die „*Rest-Tschechei*“ besetzt worden.

⁹ *Westfeldzug* 10. Mai–25. Juni 1940

¹⁰ Das *ehemalige Schloss* diente zeitweise als *Pfarrhaus* und in den 1950ern als *Schule*, bevor es von der *Justizverwaltung der DDR* übernommen wurde, demnächst vielleicht *wieder als Touristenunterkunft*.

Eines Tages kreist ein Jagdflugzeug am Himmel. Da beschleicht mich ein leises Unbehagen. Der da oben hat eine Aufgabe. Er fliegt für Deutschland. Ich aber mache mir hier unten gemütliche Tage. Und während an der Front deutsche Männer bluten, genieße ich in der Heimat das süße Leben.

Wenige Tage nach diesem Urlaub liege ich wieder auf dem Wasser. Diesmal ist es der Wannsee, und das Boot ist blau. Es gehört Lotte, meiner Urlaubspartnerin in Zechlin-Flecken, oder vielmehr ihrem Mann, einem Oberregierungsrat, und wieder jagt eine Kampfmaschine durch den blauen Himmel nach **Gatow**. Da habe ich es satt, am nächsten Tag fahre ich zum Wehrkreiskommando, um endlich meine Einberufung zu erreichen. Dabei klärt sich ein unglaublicher Irrtum auf: In meinen Papieren, die beim Wehrbezirkskommando in Neukölln liegen, steht der Vermerk: „Einberufen zum 1. September 1939“. Ich habe aber niemals eine Einberufung erhalten, obgleich ich mehrmals seit Kriegsbeginn beim Wehrbezirkskommando angerufen hatte. Diesmal bin ich erfolgreicher. Drei Tage später habe ich meinen Gestellungsbefehl in Händen. Nun aber, da es so weit ist, und ich den kühlen, knappen Befehl lese, fühle ich doch ein leises Bedauern über mein voreiliges Handeln. Aber ich habe es ja so gewollt.

Was mich zur freiwilligen Meldung zum Kriegsdienst trieb, kann ich eigentlich nicht genau sagen. Es war keine vernünftige Überlegung, sondern eher ein ganz natürlicher Erlebnisdrang, so wie es mich früher auch schon zur Seefahrt getrieben hatte,¹¹ es war wohl auch die Angst, in dem siegreichen Krieg (nach den anfänglichen Blitzsiegen konnte man wohl mit einem Endsieg rechnen) nicht mitgewirkt zu haben und ohne Kriegsauszeichnungen neben den kriegserfahrenen Kollegen zu stehen. Eine Mischung aus Eitelkeit und Pflichtbewusstsein. Vielleicht auch ein Gefühl, das ich – etwas anmaßend – mit Diotimas Worten wiedergeben möchte, mit denen sie Hyperion in den Krieg schickte: „Deine volle Seele gebietet Dir’s. Ihr nicht zu folgen führt oft zum Untergang. Ihr zu folgen, wohl auch. Das beste ist, Du gehst, denn es ist größer.“¹²

Einberufung nach Brandenburg/Havel

Am 9. August 1940 rückte ich als Feldwebel zur 4. MG- (*Maschinengewehr-*) Ersatzkompanie des Infanterieregiments 68 in **Brandenburg/Havel** ein. Es ist dieselbe Kaserne, in der ich meine Übungen abgeleistet habe.¹³ Ich beziehe ein Einzelzimmer im dritten Stock. Da noch nichts los ist – es ist Samstagnachmittag (oder Sonntagnachmittag?¹⁴) – mache ich in einem plötzlichen Entschluss kehrt und fahre nochmal nach Berlin zurück. Heimweh war es nicht. Das kenne ich nicht. Ich habe noch nie im Leben Heimweh gehabt. War es vielleicht Sehnsucht nach dem Wannsee? Abends bin ich wieder zurück.

Abstellung nach Galizien

Nun folgen zwei Monate Kasernendienst, bis mich eines Tages ein neuer Befehl erreicht: Feldabstellung!

2. Teil Besatzungszeit in Polen

Am 3.10.1940 werde ich mit zwei anderen Feldwebeln zur **257. Infanteriedivision** nach **Galizien** in Marsch gesetzt. Einen Tag bleiben wir noch in Berlin. Einen letzten Besuch zuhause, einen

¹¹ Der Autor hatte 1926 eine Ausbildung in der Handelsmarine begonnen, aber aus verschiedenen Gründen 1928 abgebrochen. Sein diesbezügliches Tagebuch ist im Internet veröffentlicht.

¹² Friedrich Hölderlin: *Hyperion*

¹³ heute TH Brandenburg

¹⁴ Der 9. August 1940 war ein Freitag.

Abschiedskaffee bei Frau Lotte in **Nikolassee**, Spaziergang am **Schlachtensee**, und dann treten wir am 4.10. die Reise nach Südpolen an.

Abends kommen wir in **Krakau** an und melden uns auf der **Frontleitstelle**. Der geräumige, schwach erleuchtete Raum ist voller Soldaten. Wir sind müde, setzen uns auf unsere Rucksäcke und warten. Schließlich erfahren wir, dass unsere Einheit in **Korczyna** liegt und der Zug dorthin gleich abfährt.

Der Zug rattert durch die Nacht. Er ist mit Soldaten voll besetzt. Wir haben in einem Güterwagen Platz gefunden. Ich sitze auf meinem Gepäck, den Kopf in die Hand gestützt, und blicke durch die offene Schiebetür in die dunkle Nacht hinaus. Durch die Fenster der erleuchteten Personenwagen dringt das Licht nur wenige Meter in die Dunkelheit hinaus, und in dem fahlen Dämmer sehe ich das braune Land schräg unter mir wie Striche vorbeisausen. Dahinter aber ist Finsternis. Heimtückisch und gefahrvoll erscheint mir diese Landschaft. Wir fahren durch Feindesland! Morgens (05.10.1940) kommen wir in Korczyna an und melden uns beim Bataillonskommandeur Major **Haarhaus**¹⁵. Wir sind jetzt noch zwei: Feldwebel **Franz Bachem** und ich. Ganz korrekt nebeneinander stehend, im Dienstanzug mit Stahlhelm und Handschuhen, warten wir im Vestibül des kleinen Schlosses auf das Erscheinen des Kommandeurs. Dann steht er vor uns, schlank und vornehm, mit schmalem Gesicht und schmalen Lippen. Eine soldatische Erscheinung, unnahbar und ein wenig zu kalt. „Schildern Sie Ihren militärischen Werdegang!“ Wir schnarren unsere Litanei herunter, zuerst Franz Bachem glatt und wortgewandt, dann ich etwas stockend. Der Major stellt noch einige kurze Fragen, und schon sind wir wieder entlassen.

Wir sind zur 4. Kompanie *des Infanterie-Regiments 477* versetzt, die in **Kombornia** liegt. Ein Fahrzeug dieser Kompanie wird heute erwartet und soll uns abends mitnehmen. Wir haben also noch Zeit und schlendern durch den kleinen Ort. Am Ortsrand begegnen wir einem bescheidenen polnischen Begräbniszug, den wir grüßend vorbeilassen. Dann folgen wir einem Feldweg, der sich den Hang hinaufzieht und legen uns oben ins Gras.

Nach der durchfahrenen Nacht seit 30 Stunden ohne Schlaf, bin ich müde und unlustig. Unsere Truppen haben nun mehrere europäische Länder besetzt. Überall hin wäre ich gern gegangen, nur nicht nach Galizien, das sich in unserer Vorstellung immer mit Juden, Schmutz und Zivilisationsmangel verbindet. Und nun muss ich ausgerechnet hier unten landen! Fern von allem, woran ich hänge. Allein in einer Umgebung, die mir innerlich widerstrebt. Ich spüre, dass ich eine sesshafte Natur bin, mit ausgeprägtem Beharrungsvermögen. Und so sehe ich in Franz Bachem das letzte Stück Heimat. Der aber hat sich mit rheinischer Unbeschwertheit längst in die neue Umwelt eingelebt. Zudem war dem Major das Haus Bachem nicht ganz unbekannt, und so hatte er wenigstens unterschwellig eine gewisse heimatliche Beziehung gefunden. Ich habe ein bisschen Katzenjammer.

Es ist Abend geworden, und das Fahrzeug ist da. Natürlich ein Pferdefuhrwerk, wie es sich für eine bespannte Einheit gehört. Wir steigen auf, und die letzte Etappe unserer langen Reise beginnt. Die Pferde gehen langsam, und der Weg ist weit. Es ist längst dunkel geworden, und über uns wölbt sich ein wunderbar sternklarer Nachthimmel. Schon zwei Stunden zuckeln wir durch die Finsternis. Selten spricht jemand ein Wort. Das dumpfe Stampfen der Pferdehufe und das Klappern des Geschirrs wird nur hin und wieder durch das Schnauben der Rosse unterbrochen. Dann aber blinken plötzlich in der Ferne zahlreiche winzige Lichtpunkte auf. Das Dorf! Friede und Geborgenheit strömen diese kleinen goldgelben Pünktchen aus. Es ist ein beglückendes Gefühl, nach langen und ermüdenden Wegen durch Dunkelheit und Fremde das leuchtende Ziel zu erblicken, das Wärme und menschliche Nähe verheißt.

Vor einem **kleinen Schloss** steigen wir ab. Schlösschen dieser Art sind recht zahlreich in Polen. Es sind die Sitze des polnischen Landadels, und sie entsprechen den Herrensitzen unserer ostdeutschen

¹⁵ *Walter Haarhaus: geboren am 14.05.1904, Dienst in der Landespolizei, 01.05.1935 Hauptmann, spätestens August 1935 Kompanie-Chef in Brandenburg, spätestens 1938 im Infanterie-Regiment 68, 01.09.1940 Major, 30.01.1942 Ritterkreuz als Batl.Kdr. des I./Inf.Regt. 477, 01.04.1942 Oberstleutnant, um 20.05.1942 Regt.Kdr. des Inf.Regt. 477, 01.06.1943 Oberst, 27.12.1943 Nennung im Wehrmachtsbericht (mit – absichtlich? – falschem Namen): „In den Abwehrkämpfen südwestlich Dnjepropetrowsk hat sich das Berlin-Brandenburgische Grenadier-Regiment 477 unter Führung des Obersten Maaraus hervorragend bewährt.“ August 1944 von Tighina (Rumänien) aus in sowjetische Kriegsgefangenschaft (erstes Kriegsgefangenenlager: Jelabuga an der Kama), 1955 entlassen, verstorben mit fast 80 Jahren (1983/84). (Bundesarchiv -ZNS-, Az. IV Nr. 1340/56 v.29.02.1956; Benary S. 101; Peter Haarhaus, Briefe v. 6. u. 16.11.1995) – Die Welt ist klein: Der Autor diente unter Walter Haarhaus, der Herausgeber, sein Sohn, diente unter dessen Sohn Peter Haarhaus!*

Gutsbesitzer. Dieses hier ist noch von der sehr bissigen Herrin bewohnt, dient aber gleichfalls dem Kompaniechef als Quartier. Wir treten in das Wohnzimmer. Der Kompaniechef Hauptmann Goßmann sitzt am Tisch bei einer Petroleumlampe. Er ist schon etwas älter. Sein offenes Lächeln und die freundlichen Worte, mit denen er uns empfängt, schaffen sofort eine Atmosphäre der Sympathie und des Vertrauens.

Ich werde im ersten Stock einquartiert und gehe gleich zu Bett. Nach einem langen und tiefen Schlaf erwache ich am nächsten Morgen und stelle fest, dass ich von Flöhen fürchterlich zerstoichen bin. Zum ersten Mal in meinem Leben schlief ich in einem Schloss, und zum ersten Mal in meinem Leben habe ich Flöhe!

06.10.1940. Bei Tageslicht betrachte ich mir die Gegend. Neben dem Schlösschen stehen die Wirtschaftsgebäude, in denen die Kompanie untergebracht ist. Da die Räumlichkeiten aber nicht ausreichen, wird im Gutspark noch eine kleine Baracke als Mannschaftsunterkunft gebaut. Das Gutsdorf ist ein kleines Straßendorf und liegt zweihundert Meter entfernt in einer flachen Mulde.

Es ist Oktober. Herbststimmung liegt über den kahlen, abgeernteten Feldern. Die Bäume recken ihre schon stark entlaubten Äste in den grauen Himmel. Schwärme von Krähen rudern krächzend durch die kalte Luft. Ihr Gequarre fällt mir auf die Nerven. In diesem gottverlassenen galizischen Nest soll ich nun für unbestimmte Zeit als Besatzungssoldat liegen. Mich überfällt ein Gefühl grenzenloser Trostlosigkeit.

Neben dem unumgänglichen Dienstbetrieb vertreiben wir uns die Zeit so gut es geht. Ein Lichtblick ist auch die Bekanntschaft mit dem in Brandenburg (?) beheimateten Feldwebel Max Müller, mit dem mich von nun an eine freundschaftliche Sympathie verbindet. Die Feldwebel der Kompanie – wir sind ein halbes Dutzend – reiten auch häufiger in die Umgebung, denn die Pferde müssen ohnehin bewegt werden. Eines Nachmittags unternehmen wir wieder einen Ritt über Land. Auf dem Rückweg preschen wir in dichtem Pulk über die Weiden. Der Boden ist etwas nass und weich. Zehn Meter vor mir ein Kamerad. Plötzlich löst sich von der Hinterhand seines Pferdes ein Hufeisen und zischt handbreit an meinem Kopf vorbei. Hätte es getroffen, wäre mein Schädel wie ein Tonkrug zertrümmert worden.

Am folgenden Morgen (07.10.1940) fahren wir nach **Jedlicze**, um an einer Fuchsjagd teilzunehmen. Man tut doch etwas, um die Truppe bei Laune zu halten.

Am dritten Tag meines Hierseins (08.10.1940) werde ich zu einer Geländebesprechung kommandiert, die der Bataillonskommandeur leiten wird, und an der fast alle Offiziere des Bataillons, die Offizieranwärter-Feldwebel und einige ältere aktive Feldwebel teilnehmen werden. Auch diese dreitägige Unternehmung hat den Zweck, neben der militärischen Weiterbildung den eintönigen Dienst durch Abwechslung etwas zu beleben. Wir fahren in einem bequemen Reisebus durch das herrliche **Karpatenvorland**. Anfangs, im polnischen Siedlungsgebiet, bleiben wir von der Bevölkerung unbeachtet. Später aber werden wir von freundlichen Zurufen und Winken begleitet. Wir sind in slowakischem Siedlungsgebiet.

Wir erreichen **Krynica**, das mit **Zakopane** zu den schönsten und bekanntesten Karpatenkurorten gehört. Hier quartieren wir uns für drei Tage in dem eleganten „**Neuen Kurhotel**“ ein, von dem aus dann unsere Geländebesprechungen starten. Bei einer dieser Übungen stellt mir Major Haarhaus die Aufgabe: Einsatz eines schweren MG-Zuges bei einem Angriff auf weite Entfernung! Da er nichts kritisiert, habe ich es wohl richtig gemacht.

Den größten Teil des Tages nehmen allerdings private Spaziergänge ein. Wir sehen uns auch die Villa¹⁶ des weltberühmten Tenors **Jan Kiepura** an, in der jetzt ein deutscher Divisionsstab¹⁷ liegt.

Nach Kombornia zurückgekehrt, erwartet mich eine angenehme Überraschung: Es liegt ein Versetzungsbefehl für mich vor. Die hiesige Kompanie hat schon zwei OA- (*Offizieranwärter*-) Feldwebel. (Einer von ihnen ist übrigens Max Müller.) Nun waren noch Franz Bachem und ich hinzugekommen. Das waren zu viele, und so musste wenigstens einer wieder weg. Den Sohn des Hauses Bachem wollte Major Haarhaus nicht fortschicken. Also ging ich, und ich war froh, aus diesem Kaff herauszukommen. Dies war einer der seltenen Fälle, wo Mangel an Beziehungen zum Vorteil wurde.

¹⁶ Die „*Patria*“ genannte Villa liegt an der *Kazimierza Pułaskiego 35*.

¹⁷ wohl eher der Regimentsstab I.R. 466, der spätestens ab 21.07.1940 und mindestens bis 06.01.1941 in Krynica lag (KTB 257. I.D., NARA T-315 Roll 1802 Frame 000250/542).

Ich bin zur 8. Kompanie des Infanterieregiments 477¹⁸ nach **Jaslo** versetzt. Am nächsten Morgen fahre ich mit dem Zug dorthin und melde mich auf der Schreibstube, die in einem Schulgebäude am Marktplatz untergebracht ist. Als ich den Raum betrete, erhebt sich der Hauptfeldwebel¹⁹ von seinem Tisch. Wir sehen uns an und stoßen laute Überraschungsrufe aus. Der Spieß ist Fritz, mit dem ich zusammen in Brandenburg als Unteroffizier gedient habe. Nachdem wir uns genügend ausgeplaudert haben, weist er mir mein Quartier an, das ich gleich aufsuche. Es ist im Hause eines polnischen Lehrers in der **Piotra Skargi 13**. Der Hausherr führt mich in eine ausgebaute Kammer auf dem Dachboden. Es ist ein sehr bescheidenes Stübchen mit alten Möbeln und einem gardinenlosen Fenster. Vermutlich hat es früher dem drallen Dienstmädchen als Schlafräum gedient. Mit unbewegtem Gesicht und einem kurzen, deutsch gesprochenen Satz weist mich der Pole ein, wendet sich brüsk um und geht. Später, bei kurzen Begegnungen, wurde er etwas zugänglicher, ohne jedoch seinen Deutschenhass abzulegen. Seine Frau ist eine stille, bescheidene, freundliche Person.

Eines Tages fragt mich der Lehrer, wie lange ein Krieg gegen Russland wohl dauern würde. (Es war noch gar keine Rede von einem Krieg gegen die **Sowjetunion**!) Ich meinte, vielleicht ein halbes Jahr. „... und Amerika?“ war seine zweite Frage. Ich zuckte die Schultern, und er lachte nur kurz auf. Die Polen hören trotz Verbots und konfiszierter Radios die ausländischen Sender ab und wissen besser Bescheid als wir.

Zu dem Lehrerhaushalt gehört dann noch das besagte, scheinbar etwas beschränkte Dienstmädchen. Aber was die Natur ihrem Geist vorenthalten hat, das hat sie an ihrem Körper wieder gutgemacht.

Außerdem wohnt im Erdgeschoss noch eine Juristenfamilie²⁰. Durch den Krieg von Tarnow (?)²¹ nach Jaslo verschlagen, wohnen sie hier zur Miete. Der Vater ist schon lange tot.²² Die Mutter ist eine sehr kultivierte und liebenswürdige alte Dame, die von ihren beiden bildschönen Töchtern betreut wird. Der älteste Sohn ist im Feldzug gegen uns gefallen. Der zweite Sohn, den ich nie gesehen habe, ist Angestellter einer Erdölfirma. Von den beiden Töchtern ist die ältere verheiratet. Der Mann wohnt mit im Haus, ist aber fast nie zu sehen. Er ist in einer Marmeladenfabrik beschäftigt. Die Ehe ist nicht glücklich. Die jüngere Schwester ist Sportlehrerin mit einer fantastischen Figur. Sie hat im Krieg gegen uns ihren Verlobten verloren und will keinen anderen Mann mehr haben. Beide Töchter sind etwa in meinem Alter. Die ältere spricht recht gut Deutsch, wie ich erst später merkte. Die Familie gehört zu den typischen Vertretern der polnischen Oberschicht, deren Bildung deutliche Anlehnung an die französische Kultur zeigt. Typisch polnisch ist auch ihr Chauvinismus, denn aus ihrem Hass gegen uns machen sie keinen Hehl. Wenn ich den beiden Mädchen mal auf der Straße begegnete, danken sie kaum merklich für meinen Gruß und suchen mich möglichst zu übersehen.

Es ist den deutschen Soldaten verboten, Kontakte zu der polnischen Bevölkerung zu unterhalten. Das ist nichts Ungewöhnliches. Das verbieten alle Besatzungsmächte ihren Soldaten in fremden, feindlichen Ländern. Sie haben triftige Gründe dafür. Die Berührung mit der Zivilbevölkerung schafft menschliche Beziehungen, die wenigstens für die Dauer des Krieges unerwünscht sind. Der Spionage und allen möglichen Krankheiten wird Vorschub geleistet. Das sind Dinge, die die Schlagkraft der Truppe schwächen. Andererseits war es auch der Zivilbevölkerung in den besetzten Ländern oft peinlich, wenn sie in der Öffentlichkeit von deutschen Soldaten begleitet oder begrüßt wurden. Sie wollten als gute Patrioten mit den Besatzungssoldaten nichts zu tun haben oder sie fürchteten die Diskriminierung durch ihre Mitbürger oder gar deren Rache. Im Kreis der Familie waren sie meist wesentlich zugänglicher. Diese Erfahrung haben wir in allen Ländern gemacht. Diese beiden polnischen Mädchen in der Piotra Skargi haben mich aber auch innerhalb des Hauses ignoriert!

Es ist sicher, dass ein großer Teil der polnischen Bevölkerung uns hasst. Man kann von einem anständigen Volk nicht erwarten, dass es seine Besieger oder die Besatzungstruppen mit Liebe

¹⁸ kurz: 8./I.R. 477 oder 8./477

¹⁹ Der Hauptfeldwebel, umgangssprachlich Spieß oder Mutter der Kompanie genannt, leitete als ranghöchster Unteroffizier den Innendienst seiner Einheit. Bei der Bundeswehr ist „Hauptfeldwebel“ hingegen ein Dienstgrad, während der Innendienstleiter „Kompaniefeldwebel“ heißt.

²⁰ offenbar die **Familie von Adolf Kaczowski**. Der weiter oben genannte Hausbesitzer und Lehrer könnte ein Kollege von dessen Bruder, dem Lehrer Gustav Kaczowski gewesen sein.

²¹ Familie Adolf Kaczowski war im ersten Weltkrieg aus Galizien, das Kriegsgebiet wurde, nach **Trentschin (Slowakei)** ausgewichen (*Śląska Biblioteka Cyfrowa*).

²² Adolf Kaczowski befand sich im Untergrund oder war bereits nach Lemberg geflohen. Er starb erst nach dem Krieg in Wisła (Schlesien).

umfängt. Immerhin hat sich die Masse der Bevölkerung in der Öffentlichkeit wenigstens neutral verhalten. Ich habe niemals irgendwelche Anfeindungen oder Hassausbrüche erlebt. Das ändert allerdings nichts an der Tatsache, dass Terrorgruppen vor allem in den Großstädten sehr aktiv waren und so manchen deutschen Soldaten umgebracht haben.

Heute hatte ich das erste unfreiwillige „Gespräch“ mit der jungen Frau Pollak (der verheirateten Tochter). Ich brauchte Rasierwasser und ging nach unten, um es mir aus der Küche der Lehrersfrau zu holen. Dabei irrte ich mich in der Tür und geriet in die Küche der Familie Kaczkowski, wo ich plötzlich der jungen Frau gegenüberstehe. Ich bitte sie auf Polnisch um warmes Wasser. Da ich ihre Antwort aber nicht verstehe, gehe ich an den Kran, um mir das Wasser selbst zu nehmen. Da höre ich hinter mir ein glockenhelles „to nie, to nie!“²³ und halte sofort inne. Sie gibt mir nun Wasser, und ich ziehe ab. Aber dieses singende „to nie, to nie!“ klingt mir noch lange in den Ohren.

Ich habe einen zweiten Putzer. Es ist ein Judenjunge, der – natürlich! – deutsch sprechen kann. Er erledigt alle Besorgungen für mich. Anfangs war das sehr bequem für mich, zumal ich kaum ein Wort polnisch konnte. Seine anfängliche Bescheidenheit verwandelte sich aber mehr und mehr in eine so unerträgliche Unverschämtheit, dass ich ihn eines Tages hinausgeschmissen habe. An seiner Stelle kommt jetzt seine sehr artige kleine Schwester, die mir die Strümpfe stopft und sich auch sonst nützlich macht. Später schenkte ich ihrem Vater einen Zivilanzug, den ich mir aus dem Urlaub mitgebracht hatte, um „zu Hause“ nicht immer in Uniform herumlaufen zu müssen. Er war mir zu eng geworden. Der Vater muss mir dafür sehr dankbar gewesen sein, denn als ich einmal mit einer starken Erkältung zu Bett lag, schickte er mir zwei Brötchen. Was das bedeutet, kann man erst ermessen, wenn man weiß, wie schlecht es den Juden ging. Im Übrigen waren für Kontakte mit Juden scharfe Strafen angedroht. Ich habe deshalb auch nur die beiden Kinder beschäftigt und nicht etwa ihre sehr hübsche, hellblonde, blauäugige, rotwangige Schwester. Sie war etwa 17 Jahre alt und wäre mir viel lieber gewesen.

Allmählich lebe ich mich ein. Ich lerne nach und nach einige polnische Leute kennen, kann mich inzwischen mit einem bescheidenen Wortschatz auf Polnisch verständigen, werde mit dem Städtchen vertraut und fühle mich recht wohl. Mein Zimmer verschönere ich durch eine Gardine aus gelbem Stoff und genieße die schöne Aussicht aus dem Fenster.

Die Division erwartet Ersatz. Die Einheiten haben längst nicht ihre Sollstärke. Viele Soldaten sind in Urlaub, und die Anwesenden – alles „alte Leute“, d. h. altgediente Soldaten – machen nur den notwendigsten Dienst. Die MG-Züge und mein Granatwerfer-Zug²⁴ machen Gefechtsdienst in dem Hügelgelände am Rande der Stadt, und die Fahrer versehen ihren Stalldienst.

Meine Gruppenführer²⁵ – Feldwebel Gartschock, Feldwebel Lehmann, Feldwebel Nadler – und ich haben eigentlich nicht viel zu tun. Nur der Spieß, Fritz Schulz, führt in der Schreibstube einen fürchterlichen Papierkrieg. Ich selbst schlafe mich immer aus, frühstücke in Ruhe und gehe dann zum Stall, der nur zweihundert Meter von meinem Quartier entfernt in derselben Straße liegt. Hin und wieder lasse ich mir ein Pferd satteln und reite in die Gegend. Ich trabe die Feldwege entlang, überquere Wiesen und Weiden, reite durch die benachbarten Dörfer und sammle Beobachtungen über Land und Leute, Klima und Landschaft, Wirtschaft und Verkehr und was mich sonst noch geographisch interessiert.

Nicht immer geht es glatt. Als ich einmal auf einem großen starken Tier in leichtem Galopp eine Wiese überquere, erschrickt der Braune vor einem Entwässerungsgraben und bockt, so dass ich über den Hals des Tieres fliege, mich mit einem Salto in der Luft überschlage und wieder mit Füßen und Gesäß auf der Wiese lande. Erstaunlicherweise habe ich mir dabei nicht das Geringste getan und spürte nicht einmal den leisesten Schmerz.

In **Zobniów** kommt eine junge Frau jedesmal ans Fenster gelaufen, wenn ich die Dorfstraße entlangreite. Eines Tages spreche ich sie an und erfahre, dass sie eine ehemalige Deutsche ist, die vor dem Krieg einen Polen geheiratet und in Posen gelebt hat. Wegen dieser Heirat hat sie als abtrünnige Deutsche nichts Gutes von den deutschen Behörden zu erwarten. Beim Einmarsch der Deutschen ist

²³ [Tun Sie] das nicht!

²⁴ Zur Gliederung der Kompanie s. **Gliederung der Maschinengewehrkompanie (MGK) eines Inf.Batls.** Den Granatwerfer-Zug führte der Autor nach Eintreffen des Ersatzes am 28.10.1940.

²⁵ im Original „Wir Zugführer“, aber gemäß einer **späteren Textstelle** war Nadler, also wohl auch die anderen, Gruppenführer im Zug des Autors

sie von Posen hierher geflohen und lebt nun mit Mann und Mutter in recht ärmlichen Verhältnissen. Sie heißt Helene Magdiarsch. Als sie einmal auf meinem Zimmer war, habe ich ihr ein Butterbrot gegeben, das sie sofort aufaß. Da merkte ich erst, wie hungrig sie war. Ein andermal habe ich ihr einen Beutel mit Kohlen in ihr Haus gebracht. Auf solche Geschenke hat sie sicher gehofft, als sie mit mir anbändelte, wie es ja die deutschen „Fräuleins“ im Westen mit den amerikanischen Besatzungssoldaten auch gemacht haben.

Bei einem dieser Ritte sah ich mir auch einmal einen Erdöl-Bohrturm an. Die Ausläufer des **Lemberger Erdölfeldes** reichen bis hierher, und die Bohrtürme stehen hier in beträchtlicher Zahl auf Feldern und Wiesen und verschandeln das Landschaftsbild. Die Pumpen laufen Tag und Nacht und fördern mit schwerfälligem Schnaufen das dickflüssige, grünlichbraune Öl zutage. Es muss dann noch in mehreren Arbeitsgängen raffiniert werden. Seine Bestandteile sind in den einzelnen Gebieten unterschiedlich, und so wird aus der einen Sorte Paraffin, aus der anderen Benzin usw. hergestellt.

Ab und zu muss ich auch Aufträge der Kompanie durchführen. Kürzlich musste ich Schlacke besorgen, mit der wir die Wege in einigen Kompaniebereichen trockenlegen wollten. Ich ritt zu einem Angestellten der Eisenbahn, dessen Häuschen am Stadtrand lag. Dort angekommen, band ich mein Pferd mit der Trense am Gartenzaun fest und betrat das Haus. Während ich mit dem Polen sprach, deutet er plötzlich mit dem Arm nach draußen. Ich blicke durch das Fenster und sehe gerade noch, wie mein Pferd mit dem Kopf am Zaun entlangfährt, das Zaumzeug abstreift und sich langsam entfernt. Ich bin wie der Blitz draußen, aber je näher ich dem Tier komme, umso schneller wird sein Schritt. Dann springe ich mit einem Satz heran und kriege gerade noch den Steigbügel zu fassen. Der Fuchs setzt sich in Trab und schleift mich am Boden mit. Glücklicherweise gerät er in eine hohe Schneewehe, in der er bis zum Bauch versinkt. Da bleibt er stehen. Nun packe ich seine Mähne und führe ihn heraus. Er geht auch ganz brav mit. Nun zäume ich ihn wieder auf und reite nach Hause. Das hätte ein schadenfrohes Gelächter gegeben, wenn ich zu Fuß zurückgekommen wäre!

Ein anderer Auftrag war wesentlich unangenehmer. Ich war mit mehreren Fahrzeugen losgeschickt worden, um in den umliegenden Dörfern Heu für unsere Pferde zu requirieren. Ich stehe in der Bauernstube des polnischen Starosten (*Bürgermeister*), der mir resigniert die Gehöfte bezeichnet, auf denen ich noch Heu bekommen kann. Wir sind wohl nicht die ersten, die requirieren, und es ist nicht mehr viel da. Die hellblonde Tochter des Starosten geht mit kalter Verachtung an mir vorbei und streift mich mit einem feindseligen Blick. An der Wand hängen Ikonen und ein Kruzifix. ‚Herrgott, welch ein Wahnsinn‘, muss ich denken, ‚beide sind wir Glieder derselben katholischen Kirche, Glaubensbrüder, und müssen uns so weh tun!‘. Aber ich kann es ihm nicht sagen. Der Starost tut mir leid, und als ich dann zusehe, wie unsere Fahrer das Heu auf den Fahrzeugen zu Bergen stapeln, stoppe ich das Verladen vorzeitig und ziehe ab.

Was mich tröstet, ist die Tatsache, dass wir andererseits auch wieder Gutes tun. Wir verleihen täglich eine Anzahl unserer Gespanne an polnische Bauern, die sie zum Pflügen oder zu anderen Arbeiten gebrauchen. Auch dem polnischen Kloster stellen wir Gespanne, und ich habe mich sehr über die nette Art gefreut, mit der Fritz Schulz sie den Schwestern übergeben hat. Die Interessenten holen sich die Gespanne mit dem dazugehörigen Fahrer selbst ab. Es war zweckmäßig, dass immer dieselben Fahrer zur gleichen Arbeitsstelle gingen. Dennoch gab es großes Gelächter, als ein Mädchen mit unüberhörbarem Interesse ihren „Paul“ wieder anforderte. Die Leute versammeln sich nämlich morgens vor dem Stall, und Fritz veranstaltet dann immer mit viel Humor eine Art Versteigerung.

Seit ich bei der 8./477 in Jasło bin, führe ich einen MG-Zug, der sein Quartier am entgegengesetzten Ende der Stadt hat. Der Dienst umfasst die üblichen Ausbildungszweige: Formalausbildung, Ausbildung an der Waffe, Schießen und Geländedienst. Dazu Übungsmärsche in bestimmten Zeitabschnitten. Da ich sonst keinerlei Zerstreuung habe, bleibe ich gewöhnlich bis zum Dienstschluss um 17 Uhr bei meinem Zug. Ich sitze also auch noch während des Waffenreinigens und der Putz- und Flickstunde bei den Männern. Als ich mir dann einmal während der Putz- und Flickstunde von einem meiner Männer die Haare schneiden ließ, deutete mir der Friseur sehr diskret und geschickt an, dass die Aufsicht über die beiden letzten Dienststunden den Gruppenführern zukäme und dass die Zugführer der anderen Züge niemals bis zum Dienstschluss dabei seien. Mir wurde klar, dass die Männer keineswegs darüber entzückt sind, wenn der Feldwebel ihnen bis zum Dienstschluss auf die Finger guckt. Sie wollen ja schließlich auch mal eine halbe Stunde früher Schluss machen! Ab sofort ließ ich mich in den beiden letzten Dienststunden nicht mehr sehen, zumal ich jetzt auch angenehmere Abwechslung in meinem Quartier fand.

Später, als die Rekruten eingetroffen waren²⁶, übernehme ich den schweren Granatwerfer²⁷-Zug. Die Männer sind in einer von uns neu errichteten Baracke im Stadtzentrum untergebracht.

An den Sonntagen, die immer dienstfrei sind, verlasse ich das Haus erst gegen Mittag, um ins Kasino essen zu gehen. Im Winter muss ich dann mit meinen blitzblanken Stiefeln durch den Schnee, und im Frühjahr steige ich vorsichtig durch die Pfützen und über die schlammige Straße, die hier am Stadtrand nicht gepflastert ist.

Von Zeit zu Zeit ist sonntags Kirchgang. Das ist Dienst. Die Kompanie marschiert im Dienstanzug mit Stahlhelm zur Kirche, vorn die Evangelischen, am Schluss die von mir geführten Katholiken. An einer Straßenecke schwenke ich dann mit meinem Zug ab und marschiere zur katholischen Kirche, vor der wir warten, bis der polnische Gottesdienst beendet ist.

Jeden Samstag geht die Kompanie baden. Wir benutzen dazu das ehemalige Judenbad, das durch eine Brauseanlage für unsere Zwecke hergerichtet ist. Ich gehe immer etwas später und bade dann mit den anderen Feldwebeln zusammen oder auch ganz allein. Als Bademeister ist ein älterer rothaariger Jude tätig.

Der Weg zum Bad führt an der Ruine der Synagoge vorbei, die als stummer Zeuge unserer Schande und Torheit dasteht. Man brennt keine Kirchen nieder, ganz gleich, welcher Religion sie dienen. Das ist Barbarei und außerdem eine bodenlose politische Dummheit. Wohl haben wir hier auch manche Verbesserungen geschaffen. Wir haben die Hauptstraße mit ihrem Katzenkopfpflaster zu einer erstklassigen Asphaltstraße umgebaut. Auch der Marktplatz, der sich bei Regenwetter regelmäßig in eine Schlammpfütze verwandelte, bekam zunächst eine Kiesdecke und wurde später mit Fliesen belegt. Aber das sind technische Verbesserungen, die zwar zu materiellen Kultur gehören, die aber nicht ausreichen, um einen Hegemonieanspruch zu begründen, wenn nicht eine Kulturarbeit mit geistigen Werten hinzukommt. Wir haben zweifellos solche Werte zu bieten. Sie wirken allerdings langsamer und weniger sichtbar. Vorerst haben wir eine Kirche zerstört und dafür eine Asphaltstraße gebaut. Das ist ein erschreckender Aspekt. Man kann nur hoffen, dass er keine symptomatische Bedeutung hat. Aber die Armee ist nicht verantwortlich für diese Entwicklung.

Ich besuche mit noch zwei Feldwebeln das Gefängnis, in dem die SS oder Gestapo eine Abteilung für gefangene Juden unterhält. Wir klettern auf den Wachturm, um von dort aus die Gymnastikstunde der Gefangenen auf dem Gefängnishof zu beobachten. Vorher inspizieren wir das Gewehr des polnischen Zivilisten, der hier Wache steht. Wir lachen lauthals, als wir feststellen, dass das Gewehr ungeladen und der Lauf völlig verrostet ist. Dann beginnt die Gefangenen-gymnastik. Der Vorturner ist ebenfalls Jude. Er lässt einige Bodenübungen machen und boxt dann eine kurze Runde gegen einen Mitgefangenen, wobei er diesem einen harten Schlag ins Gesicht versetzt. Zum Schluss muss ein anderer Gefangener vor dem aufsichtführenden SS- oder Gestapomann stramm stehen und laut ausrufen: „Ich bin ein Jude und ein dreckiges Schwein!“ Dann verschwinden die Gefangenen im Gebäude.

Die galizischen Städte wimmeln von Juden. Der jüdische Anteil an der Stadtbevölkerung liegt dem Vernehmen nach bei 40 bis 60 %. Auch Jasło macht hier keine Ausnahme. Die alten Juden tragen alle einen langen Bart, den knöchellangen Kaftan und das runde Käppi. Auch in der Nähe unserer Schreibstube stehen mehrere Häuser, die von Juden bewohnt sind. Hier wohnen übrigens auch die Eltern meines früheren „Putzers“. Die Häuschen stehen dicht am Bürgersteig. Als ich einmal vorbeiging, saß an einem der niedrigen Fenster ein Mädchen. Im Vorübergehen, eine Sekunde lang, fiel mein Blick auf ihr Gesicht, eigentlich auf ihren Mund. Das Mädchen war bildschön, aber dieser Mund war hinreißend, von klassisch schöner Form und bezaubernder Anmut. Ich musste unwillkürlich an die Gottesmutter denken, und ich kann mir leicht vorstellen, von welcher vollendeter Schönheit sie gewesen ist.

Am 30. Nov. 1940 werde ich zu einem Offizieranwärterlehrgang für OA-Feldwebel nach **Bad Zegiestow** am **Poprad** kommandiert.²⁸ Er findet in der Divisionsschule²⁹ statt, die in einem hochmodernen Hotel, dem „Haus Viktor“, untergebracht ist. Die Zimmer sind komfortabel

²⁶ Am 28.10.1940 treffen 2000 Mann Ersatz z. T. aus dem Rheinland ein (TätBer 257. I.D., NARA T-315 Roll 1802 Frame 000181/182).

²⁷ Granatwerfer (Bilder: 8-cm-Gr.W. 34, 12-cm-Gr.W. 42) werden heute als Mörser bezeichnet.

²⁸ TätBer 257. I.D. Frame 000454

²⁹ erwähnt auch Benary auf S. 22

eingrichtet, Empfangshalle, Treppenhaus und Gänge sind mit Teppichen und Läufern ausgelegt. In den Gesellschaftsräumen sitzt man in modernen, sehr bequemen Stahlrohrsesseln. (Besatzungsmächte suchen sich immer die besten Unterkünfte aus!) Das Gebäude steht in der gewaltigen Karpatenlandschaft hoch oben an dem steilen Hang eines tief eingeschnittenen Tales, in dessen Grund tief unten sich quirlend und rauschend ein Flüsschen dahin schlängelt. Das polnische Karpatenland ist das Wohngebiet der **Goralen**. Es ist ein Volksstamm, der in seiner Lebensweise und im Bewusstsein der Polen etwa dieselbe Stellung einnimmt wie bei uns die Tiroler.

Die Lehrgangsarbeit ist umfangreich und nimmt den größten Teil des Tages ein. Der Lehrplan umfasst alle Bereiche des militärischen Wissens, das in Unterrichtsstunden und Sandkastenübungen dargeboten und in Schülervorträgen und Diskussionen überprüft wird. Lehrgangsleiter ist ein Hauptmann aus dem Divisionsstab,³⁰ Lehrer sind Offiziere der verschiedenen Waffengattungen. Einmal stellt ein Pionier-Major einem Pionier-OA eine Aufgabe: Einsatz der Brückenbaupioniere unter Feindbeschuss. Der OA beim Vortrag: „... und der Bataillonskommandeur hat vorn zu sein, denn er ist Bataillonsführer und nicht Bataillonsschieber.“ Der Major fährt überrascht hoch: „Was war das? Noch einmal!“ Der OA wiederholt seinen Spruch ungerührt. Der Lehrer ist begeistert!

Wir liegen zu zweit auf den Zimmern. Schon in der ersten Nacht schnarcht mein Partner so fürchterlich, dass ich ihn dauernd wecken muss, weil ich nicht schlafen kann. Endlich packt mich der Zorn, und ich haue ihm mein Kopfkissen aufs Gesicht. Da wird er endlich richtig wach, und bevor er wieder zu sägen beginnt, bin ich eingeschlafen. Am nächsten Morgen bitte ich den Lehrgangsleiter um ein anderes Zimmer und habe nun einen sehr angenehmen Zimmergenossen. Er ist bei der Nachrichtentruppe. Ich habe ihn später beim Vormarsch in Russland einmal wiedergesehen.³¹

Abends nach Dienstschluss folgen dann immer noch einige schöne Stunden der Entspannung. Manchmal gehen wir in dem kleinen Ort spazieren, meist aber sitzen wir lesend oder plaudernd im Foyer, während aus der angrenzenden Bar der Lärm der Alkoholiker dringt, übertönt von den sentimental Klängen des Saisonschlagers: „**Hörst Du mein heimliches Rufen...**“ Zum Abschluss des Lehrgangs, der 14 Tage gedauert hat, gab es ein Festessen mit Eisbein und Sauerkraut. Es waren ausgesuchte, delikate Rieseneisbeine.

Kurze Zeit darauf, wieder in Jasło bei der Kompanie, beglückwünscht der Bataillonsadjutant mich nach dem Abendessen im Kasino zu der „sehr ordentlichen Beurteilung“, die ich vom Lehrgang erhalten habe und die gerade eingetroffen war.

Das Kasino war in einer Villa eingerichtet, die neben einem Park lag.³² Die Offiziere und OA-Feldwebel aßen hier gemeinsam zu Mittag. Außerdem fand jeden Freitag ein dienstliches Abendessen mit anschließendem „gemütlichen Beisammensein“ statt, von dem die Feldwebel sich immer so früh wie möglich zu verabschieden suchten. Wir hatten angenehmeres „Beisammensein“ als Kartenspielen. Ich jedenfalls auf alle Fälle. Dabei hatten wir hier in Jasło noch Glück. Beim Regimentsstab war jeden Abend gemeinsames Essen, und das war Dienst!

Ich war am 15. Dezember spät abends aus Zegiestow zurückgekommen und betrat mein eiskaltes Zimmer in der Piotra Skargi. Da es zu spät war, um den Kohleofen noch zu heizen, fror ich jämmerlich. In jener Nacht beschloss ich, mir eine Gasheizung einbauen zu lassen, die von den galizischen Erdgaswerken gespeist wird. Das geschah dann auch bald, und jetzt habe ich immer ein schönes warmes Zimmer.

Es ist Weihnachten. Die Kompanie feiert in einem kleinen Saal in der Stadt. Der Abend beginnt mit einem feierlichen Gedenken an die im Polen- und Frankreichfeldzug gefallenen Kameraden. Dann singen wir Weihnachtslieder. Es folgt die Verteilung von Post und Paketen aus der Heimat, und dann beschäftigt sich jeder mit seinem bunten Teller und den bereitgestellten Spirituosen.

Heute, am 1. Weihnachtsfeiertag haben wir ein Festessen im kleinen Kreis veranstaltet, nämlich der Spieß Fritz Schulz, der Futtermeister Unteroffizier Jupp Zimmermann und ich. Zu dritt saßen wir im Quartier des Futtermeisters am weißgedeckten Tisch und erfreuten uns an einem festlichen Gänsebraten mit Rotwein. Die Gans war polnisch und der Rotwein französischer Beutewein. So billig und schmackhaft habe ich selten gegessen. Die polnischen Gänse sind zwar nicht fett, aber spottbillig. Der Durchschnittspreis für eine Gans betrug 7 Zloty (3,50 M). Der Rotwein war als **Marketenderware**

³⁰ *Rittmeister Bermanseder (TätBer 257. I.D., NARA T-315 Roll 1802 Frame 000425/62)*

³¹ *wohl Wachtmeister Quiring, der leider später nicht mehr erwähnt wird*

³² *Das Kasino befand sich sicher im 1944 zerstörten „Parkhaus“.*

ausgegeben worden. Unsere Kompanie hatte ein 50-Liter-Fass bekommen. Da aber viele Kameraden in Urlaub waren und andere den etwas sauren Wein nicht mochten, entfielen allein auf mich 12 Flaschen. Aber auch mir war das zu viel, obgleich ich nun schon jeden Morgen zum Frühstück statt Kaffee Wein trank.

Als ich deshalb eines Tages vor dem Hause zufällig dem Schwiegersohn der Familie Kaczowski begegne, biete ich ihm spontan eine Flasche Wein an, wobei ich allerdings mehr an seine spröde Frau als an ihn dachte. Er nahm die Flasche, und ich ging auf mein Zimmer. Zehn Minuten später klopft es an meine Tür. Auf mein Rufen tritt – ich traue meinen Augen nicht – die auffallend schöne Frau des Beschenkten ein. (Es ist die junge Frau Pollak, die mir damals das Rasierwasser gab.) Sie bedankt sich für meine Menschenfreundlichkeit, denn sie ist der irrigen Meinung, ich hätte den Rotwein für ihre alte Mutter gestiftet. Ich erfahre, dass ihre Mutter von der Gestapo ins Gefängnis eingeliefert worden ist, weil sie im Verdacht steht, einem vom SD gesuchten Polen zur Flucht verholfen zu haben³³, was aber nicht wahr sei. Nun sei die Mutter im Gefängnis erkrankt, und der Wein werde ihr sicher gut tun. ‚Sieh mal an!‘, muss ich denken, ‚wie gut deutsch sie plötzlich sprechen kann!‘. Dann äußert sie den Wunsch, die deutsche Sprache noch besser zu erlernen. Sie fragt, ob ich ihr wohl Unterricht geben würde. Ich sage sofort zu, vertröste sie aber bis zu meiner Rückkehr aus Berlin, denn ich fahre in Kürze in Urlaub. Dann geht sie wieder.

Vier Monate³⁴ wohne ich nun schon in diesem Hause. Jetzt endlich ist das Eis gebrochen. Ich erkenne, dass meine kleine menschenfreundliche Geste ihre Abneigung bezwungen hat, und dass man die Herzen der Menschen am sichersten mit Güte und Liebe gewinnt.³⁵

Jeder Soldat muss sich vor Antritt seines Urlaubs einer ärztlichen Untersuchung unterziehen. Hat sicher seinen Grund. Ich sitze also im Wartezimmer unseres Bataillonsarztes und blättere in den ausliegenden Zeitschriften. Da fällt mein Blick auf ein Reklamefoto: Frau Lotte mit kleiner Tochter! Dann bin ich dran und trete ins Arztzimmer. Nach der Begrüßung und einem kurzen Gespräch schickt mich der Arzt ohne Untersuchung wieder weg. Er ist auch katholisch, kennt mich einigermaßen – auch vom Kasino her – und traut mir nichts Böses zu, der Gute.

Wenige Tage später, am 10.1.41, fahre ich in Urlaub und nehme den Eltern eine lange polnische Wurst und andere nahrhafte Sachen mit. Es ist ein bitterkalter Januar. Der Urlaub vergeht mit Kaffeehaus- und Verwandtenbesuchen, Verabredungen, S-Bahnfahrten und frohen, besinnlichen Tagen in der elterlichen Wohnung. Im Nu sind die 14 Tage vergangen. Am 25.1. treffe ich in Jasło ein und bin am nächsten Morgen schon wieder im Dienst.

Der Mensch, dieses angeblich vernunftbegabte Geschöpf, steckt voller Vorurteile. Ich kam in dem Bewusstsein nach Galizien, in den dreckigsten Winkel Polens verschlagen zu sein. Zweifellos gibt es schönere und sauberere Städte und Gegenden, aber auch hässlichere. Ich rede nicht der blöden Theorie von der Gleichheit aller Menschen das Wort, denn sie ist grundfalsch. Trotz mancher Ähnlichkeiten im Stadtbild und im kulturellen Verhalten zeigen sich andererseits grundlegende Unterschiede und typische Besonderheiten. Die Menschen hier sind nicht besser und nicht schlechter, nicht schöner und nicht hässlicher als anderswo. Aber sie sind anders als wir. Und dieses herrliche Karpatenland ist ein Schmuckstück, dessen Kurorte es wie Kleinodien verzieren. Meine anfängliche Abneigung ist überwunden. Ich bin nicht ungerne hier, und so freudig ich auch in den Heimaturlaub fahre, so gern kehre ich wieder hierher zurück. Arme, gute Mutter, Du hast es gespürt, mit welchem leichten Herzen Dein Sohn wieder abfuhr. Aber war es nach Galizien? Oder in das Haus Piotra Skargi 13?

Wenige Tage nach meiner Rückkehr stehe ich auf der Straße vor unserem Pferdestall, als die junge Frau Pollak vorbeikommt. Ich spreche sie wegen der vereinbarten Unterrichtsstunden an. Ihr Gesicht ist abweisend, und ich spüre, dass ihr diese Unterhaltung auf der Straße unangenehm ist. Wir verabreden eine Stunde am selben Abend. In der Annahme, sie käme auf mein Zimmer, warte ich lange vergeblich. Dann entschlief ich mich, hinunter zu gehen. Mit einem blauen Oktavheft und zwei Liliput-Lexiken bewaffnet, trete ich in ihr Zimmer. Aus dieser ersten Unterrichtsstunde wurde in der Folgezeit ein fast regelmäßiger Besuch. Ich musste jeden Abend herunterkommen und wurde vorwurfsvoll nach dem Grund meines Ausbleibens gefragt, wenn ich einmal dienstlich verhindert war.

³³ vgl. unten Fußnote 37

³⁴ 11.10.1940–10.01.1941 wären drei Monate

³⁵ Der Autor hat nie auch nur geahnt, dass es sich um eine jüdische, in der Widerstandsbewegung aktive Familie handelte. Der Kontakt bedeutete also doppelte Gefahr für ihn, abgesehen davon, dass er Juden ablehnte.

Die Familie lud mich trotz meines Sträubens zu einem Familienfest ein, bei dem ich dann als deutscher Soldat unter den polnischen Gästen saß. Ich tat es ungern, aber ich muss sagen, dass wir – die Polen und ich – uns recht gut in die Situation geschickt haben.

Unbegreifliches Menschenherz! Diese Polinnen hassten mich mit dem unvorstellbaren, abgrundtiefen Hass der Slawen gegen alles Deutsche. Und jetzt erkenne ich aus allem, was sie tun und sagen, eine tiefe, wenn auch verhaltene Zuneigung. Einmal fing ich beim Unterricht einen so zärtlichen Blick von Sofia auf, wie mich selten eine Frau angeblickt hat. Ein andermal erzählte sie mir, dass sie sich öfter dabei ertappt habe, wie sie gedankenlos immer wieder „goronca woda“³⁶ auf Papier geschrieben habe, weil es sie so gerührt habe, dass ich polnisch gesprochen und es so drollig ausgesprochen habe.

Ihre Schwester Marja sprach kaum Deutsch, und deshalb wechselten wir nur sehr selten mal ein paar Worte. Auch hat sie uns den Tod ihres Verlobten nie verziehen. Eines Abends holte sie Kartoffeln, die auf dem Boden neben meinem Zimmer lagerten. Ich hörte sie im Dunkeln rumoren. Deshalb legte ich ihr, als sie gerade einen vollen Eimer hinunter trug, eine brennende Taschenlampe hin. Da lief sie zornig zu ihrer Schwester (von der weiß ich es), stampfte mit dem Fuß auf und erklärte verbissen, sie wolle die Lampe von mir nicht nehmen. Sie nahm sie dann doch und brachte sie mir mit einem kalten „Danke“ ins Zimmer zurück. Als ich später einmal grippekrank im Bett lag, brachte mir diese streitbare Amazone unaufgefordert eine Tasse Tee mit Himbeeren ans Bett. Dieses stolze und schöne Mädchen, dem die Deutschen den Bruder und den Geliebten getötet haben, erweist dem gehassten Feind ihres Volkes diese Geste der Nächstenliebe!

Das erste Ei, das die neu angeschafften Hühner legen, bekomme ich! Den bisher verheimlichten Radioapparat soll ich für mein Zimmer erhalten. Eines Tages verrät mir Zofia mit verschmitztem Lächeln, dass der seinerzeit geflüchtete Pole sich in **Lemberg** befindet.³⁷ Fast täglich erhalte ich neue Beweise ihres Vertrauens oder ihrer Zuneigung. Nur zuweilen flackert der Hass in ihr wieder auf. Er schießt wie eine Stichflamme hoch, abgründig und erschreckend, wenn das Gespräch die deutsch-polnischen Verhältnisse streift oder wenn sie in mir plötzlich den Preußen erkennt. Oder er bäumt sich hilflos auf, wenn sie dies bei der Berührung meiner Uniform bemerkt. Als sie wieder einmal ihrem Zorn gegen die deutsche Besatzung Luft macht, gebe ich ihr zu bedenken, dass, wenn die Deutschen abzögen, die Russen hereinkämen. Sie wusste, dass die Russen weit schlimmer sind als wir. Russen und Deutsche sind in Polen gleichermaßen verhasst. Dennoch antwortet sie mir: „Ist uns ganz egal, erst mal die Deutschen raus!“

Die Polen haben einen fanatischen Nationalstolz. Es ist purer Chauvinismus. Sofia spricht von den oft blutigen Volkstumskämpfen zwischen Polen und Ukrainern im Lemberger Raum. Es wohnen nämlich viele Ukrainer dort. Von einer ihrer Freundinnen sagt sie: „Ja, sie ist meine Freundin, aber leider ist sie Ukrainerin.“ Mit wie viel Liebe erklärt sie mir die Wesensunterschiede zwischen den arbeitsamen, nüchternen, verbissenen Warschauern und den liebenswürdigen, heiteren Lembergern. Ich muss dabei an sehr ähnliche Charakterzüge zwischen den Berlinern und den Wienern denken.

Ein andermal erzählt sie mir ziemlich verbittert von einem Erlebnis in der Eisenbahn. Ein paar deutsche Soldaten wollten mit einem polnischen Mädchen anbandeln. Als dies ihnen die kalte Schulter zeigte, fingen die **Landser** an, sich in abfälligen Bemerkungen über die Polen zu ergehen. Sofia verstand genug davon, um sich zutiefst beleidigt zu fühlen. Selbst wenn man solche Vorkommnisse nicht dramatisiert, bleiben sie doch taktlos und unklug. Ein Beweis mehr für die These, dass wir uns nur allzu oft wie der Elefant im Porzellanladen benehmen, nicht nur auf dieser untersten, sondern auch auf höchster politischer und diplomatischer Ebene. Wir Deutsche sind keine Diplomaten.

Zu meiner Bemerkung über die 1200 in Posen ermordeten Deutschen³⁸ sagt Sofia, das glaube sie nicht. So etwas täten die Polen nicht. Sie ist zu sehr Frau und Polin, um objektiv zu sein. In diesem Punkt sind wir Deutschen mit unserer Objektivität wohl ehrlicher, auch gegen uns selbst, wobei wir dann im Zusammenhang mit unserer Neigung, ins Extrem zu fallen, sogar unser eigenes Nest beschmutzen. Das täte ein Pole nie, auch kein anderer Europäer. Die Österreicher haben noch Sympathien bei Sofia, die Reichsdeutschen nicht und die Preußen schon gar nicht.

³⁶ *gorąca woda, heißes Wasser*

³⁷ *Es wird sich um Adolph Kaczowski oder seinen Bruder **Gustav** gehandelt haben, die beide zu Beginn des Krieges nach Lemberg geflohen waren.*

³⁸ *am 3. September 1939, dem sog. **Bromberger Blutsonntag***

Eines Morgens komme ich in die Schreibstube, als der Spieß bei meinem Anblick ausruft: „Menschenskind, jetzt hätte ich es beinahe vergessen: Du sollst als Transportführer einen MUZ (Militär-Urlauber-Zug) nach Berlin fahren! Der Zug fährt um 11 Uhr ab **Reichshof (Rzeszów)**. Du musst um 10 Uhr vom hiesigen Bahnhof abfahren.“ Ich sehe auf meine Uhr. Es ist 9 Uhr. Jetzt geht alles wie der Blitz. Zurück ins Quartier, umziehen, Koffer packen. Vorher schon hatte ich im Vorbeirennen dem Futtermeister befohlen, einen Schlitten anzuspannen, und Unteroffizier Mielenz mit dem Auftrag zum Markt gehetzt, eine Gans zu kaufen und sie gleich zum Bahnhof zu bringen. Als ich im Laufschrift zum Stall zurückkomme, sitzt Jupp Zimmermann schon im Schlitten, die Leine fahrbereit in Händen. Während ich einsteige, ziehen die Pferde schon an, und der leichte Schlitten fliegt durch die Straßen der Stadt. Wie wir am Bahnhof vorfahren, steht dort bereits Unteroffizier Mielenz mit dem Fahrrad, unter dem Arm die eben erst geschlachtete, noch warm verpackte Gans. Das hat jedenfalls geklappt wie am Schnürchen. Ich verabschiede mich mit Dank und Anerkennung und verschwinde im Bahnhofsgebäude.

In Reichshof (dem eingedeutschten Rzeszów) melde ich mich beim Bahnhofsoffizier, einem älteren, freundlichen Hauptmann, der mir die nötigen Anweisungen gibt. Ich habe nur die Fahr- und Urteilscheine zu kontrollieren und die Zahl der Urlauber im Zug festzustellen. Dafür stehen mir noch zwei Soldaten als Helfer zur Verfügung. Als Dienstabteil ist uns ein Abteil in der Polsterklasse (2. Klasse) eingeräumt. Der Transport verläuft ohne Zwischenfälle. Der Militärurlauberzug kommt Freitag abends in Berlin an. Am Sonntagabend muss ich denselben Zug zurückfahren. Das bedeutet also zwei Urlaubstage bei den Eltern, einen kurzen Besuch bei Lotte, und dann ging es schon wieder zurück nach Jasło.

Die Gans hatte die Reise mit Mühe und Not überstanden. Das frisch geschlachtete, noch warme Tier hatte während der ganzen Reise im Gepäcknetz des geheizten Abteils gelegen. Als meine Mutter es ausnahm – die Eingeweide waren ja noch drin – hatte es schon etwas „**haut goût**“. Ich hätte die Gans während der Fahrt aus dem Fenster hängen können, wie das üblich war, aber da wurde sie oft geklaut.

Der Dienst geht wieder seinen üblichen Gang. Oft üben wir bei starker Kälte auf den Hügeln am Stadtrand von Jasło. Dann sehe ich von den Höhen auf mein Quartier hinunter und freue mich schon auf mein warmes Zimmer und die Unterrichtsstunde mit Sofia.

Im Turnus von sechs Wochen habe ich die Aufgaben des Offiziers vom Dienst wahrzunehmen. Ich muss dann im Laufe der Nacht alle Wachen und Posten kontrollieren, die im Ortsbereich bei wichtigen militärischen Gebäuden stehen. In Stahlhelm und Mantel mit umgeschnallter Pistole mache ich dann meine nächtliche Runde, gehe über den einsamen Marktplatz, der vom bleichen Mondlicht erhellt ist, durch die stillen, menschenleeren Straßen, und nur die Mauern der Häuser werfen den Widerhall meiner Schritte zurück.

Nach einigen Wochen bin ich schon wieder mit Urlaub an der Reihe. Sofia und Marja bitten mich, ihnen aus Berlin einige Dinge mitzubringen, die es in Jasło schon lange nicht mehr gibt: Hautcreme, Parfüm, eine Thermosflasche und Andersens Märchen. Am Vorabend der Reise, nach der Deutschstunde, nehme ich von Sofia an der Tür ihres Zimmers einen kurzen, schüchternen, aber zärtlichen Abschied. Am 23.2.41 fahre ich in Urlaub, mit mehreren Pfund Butter für die Eltern im Gepäck. Ich verbleibe wieder 14 herrliche Tage im Elternhaus, besuche Verwandte und Bekannte, sitze in Kaffeehäusern, laufe halbe Tage in den großen Warenhäusern herum oder bleibe zuhause vor meinem Bücherschrank. Am 11.3.41 fahre ich vom **Bahnhof Charlottenburg** wieder ab und gelange über **Breslau, Krakau, Tarnow** und **Struze** nach Jasło.

Am nächsten Tag bringe ich die für die beiden Frauen besorgten Sachen nach unten. Leider habe ich das Parfüm, das sich Marja gewünscht hatte, nicht bekommen. Es sollte unbedingt ein bestimmtes englisches Parfüm sein, das ich nirgends mehr auftreiben konnte. Selbst in Berlin war nicht mehr alles zu bekommen, und schon gar nicht Waren aus feindlichen Ländern. Sofia konnte ihre Thermosflasche und ihr Parfüm in Empfang nehmen. Sie war etwas enttäuscht über die ungebrauchte Thermosflasche. Sie hätte es lieber gehabt, wenn ich schon daraus getrunken hätte. Über das Parfüm freute sie sich sehr, bis ihr plötzlich einfiel, dass es ja wieder etwas Deutsches war. Mit einer unnachahmlichen Gebärde von Freude und Abneigung zugleich schlägt sie das Fläschchen von einer Hand in die andere. Da ich jetzt Gasheizung in meinem Zimmer habe, kann ich Holz und Kohlen entbehren. Das Anmachholz hatte ich immer in einem Sack neben dem Ofen stehen. Es war ein bevorzugter Tummelplatz für Mäuse. Das hört nun auch auf. Die Kohlen, etwa zwei Zentner, schenke ich der Familie Kaczkowski.

Die Zeit verrinnt. Der Frost lässt nach. Der Schnee schmilzt. Die Straßen und Wege werden schlammig. Da trifft (am 29.03.1941³⁹) plötzlich ein Mobilmachungs-Befehl ein. Das Regiment soll unter Mitnahme sämtlichen Gerätes über den **Duklapass** nach **Kaschau** (Slowakei) marschieren. Sofort beginnt das Verladen. In langer Reihe stehen die Fahrzeuge auf der Straße. Die Soldaten wimmeln wie ein Ameisenvolk drum herum. Aber das Durcheinander ist nur scheinbar. Das Verladen ist eine oft geübte Tätigkeit. Waffen, Munition, Geräte und Gepäck werden nach einem genau festliegenden Plan auf den Fahrzeugen verstaut.

Abends nehme ich Abschied von der Familie Kaczowski. Wir sitzen im Wohnzimmer zusammen, aber es wird wenig gesprochen. Die beiden Töchter blicken stumm vor sich hin. Ich starre abwechselnd die eine und die andere an, aber sie vermeiden es, meinem Blick zu begegnen. Um Mitternacht setzt sich das Bataillon zum Treffpunkt des Regiments in Bewegung. Die Nacht ist finster. Es regnet in Strömen. Das Wasser läuft in den Hals und in die Reitstiefel. Wir sind nass und frieren. Aber es stört uns wenig. Die spannende Ungewissheit über die kommenden Ereignisse hält Offiziere und Mannschaften aufrecht. Abenteuerlust ist erwacht, und das einzige Gesprächsthema sind Vermutungen über unser Ziel und unsere Aufgaben. Der neue Tag ist angebrochen. Das Regiment marschiert immer noch bei strömendem Regen. Über die gelben, steinigen Wege laufen kleine Rinnsale. An einer Stelle ist ein Bach über die Ufer getreten und behindert unseren Vormarsch. Hier steht der Regimentskommandeur, **Oberst Taeglichsbeck**⁴⁰, tropfnass und schweigend, und beobachtet, wie die Kolonnen den Engpass überwinden. Wir marschieren bis zum Mittag.⁴¹ Da macht das Regiment plötzlich kehrt und marschiert zurück. Erst als wir uns dem Jaslower Gebiet wieder nähern, erfahren wir, dass die ganze Geschichte nur ein Übungsalarm und ein Übungsmarsch unter erschwerten Bedingungen war.

Als ich am nächsten Abend zur Familie Kaczowski hinunter gehe, erkläre ich ihnen etwas verlegen (nach diesem beklemmenden Abschied!), dass es nur eine Übung gewesen sei. Zu meinem großen Erstaunen sind sie über diese Nachricht gar nicht überrascht. Sie wussten es schon, und zwar haben sie es in demselben Augenblick erfahren, als wir kehrngemacht hatten. Sie scheinen doch einen verdammt guten Nachrichtendienst zu haben, denn sie sind über manches besser orientiert als unsere Soldaten.

Der Futtermeister Jupp Zimmermann hat etwas ausgefressen, und ich soll ihn nach Reichshof ins Wehrmachtsgefängnis bringen. Ich im Dienstanzug mit Pistole, er im Drillichanzug. Bevor ich ihn abliefern, trinken wir auf seinen Wunsch noch ein Bier in einem Restaurant. Jupp stammt aus Köln. Er war ein Schlitzohr. Er hat später beim Vormarsch viele Fotos gemacht, und ich hatte ihm für jeden Abzug seiner Bilder im Voraus eine Zigarette gegeben, insgesamt wohl 50 Stück (für Raucher damals eine Kostbarkeit), aber von seinen Fotos habe ich nur ein halbes Dutzend erhalten, und auch diese erst auf Anforderung nach dem Krieg.

Seit einiger Zeit ist übrigens Hauptmann Goßmann unser neuer Kompaniechef. Er war ja damals in Kombornia drei Tage lang mein Chef, bevor ich nach Jasło versetzt wurde. Er erzählte mir mal einiges über die Zeit, nachdem ich schon fort war, und sagte zum Schluss, er hätte lieber **mich** behalten sollen, denn mit Franz Bachem sei nicht viel los. Außer dem Kompaniechef haben wir noch einen Kompanieoffizier. Er ist Oberleutnant, nicht mehr ganz jung, hat ein frisches, rundes, pausbäckiges Kindergesicht, ist sehr freundlich und nimmt den Dienst sehr leicht. Bei dem letzten Mobilmachungs-Alarm waren wir schon mit dem Verladen fertig, aber der Kompanieoffizier war immer noch nicht da. Ich war für ihn eingesprungen. Als Goßmann kam und seinen Stellvertreter vermisste, war er stinkwütend. Ich aber hatte nun einen Pluspunkt bei ihm.

³⁹ Das Datum 29.03.1941 ist das wahrscheinlichste. Folgende Tage, an denen gem. TätBer 257. I.D. Frame 000203-206 der am nächsten Tag erwähnte Regen fiel, kommen in Frage: 29.–30.04. (vorher Schnee), 14.–18.04. oder 20.–22.04. (danach Verlegung nach Mecinka gem. Frame 000206); jedoch werden anschließend (vorausgesetzt, die zeitliche Reihenfolge stimmt hier) so viele Erlebnisse erzählt, dass ein größerer Zeitraum zwischen dieser Mobilmachung und der Verlegung liegen muss. *Weitere Eingrenzungsmöglichkeit: Goßmann muss schon KpChef gewesen sein, aber wo kann man das finden?*

⁴⁰ im Original irrtümlich „von T.“

⁴¹ Die von Mitternacht bis Mittag mit relativ ungeübter Truppe bei Nacht und Regen zurückgelegte Strecke betrug wohl maximal 10, mit dem Rückweg am gleichen Tag also 20 km. Vielleicht wurde **Świerchowa** oder **Lajscze** erreicht.

Wir lernen jetzt Russisch.⁴² Den Unterricht erteilt unser Bataillonsarzt, der fließend Russisch spricht. Teilnehmer sind alle Offiziere und OA-Feldwebel des Bataillons. In dem normalen Offiziersunterricht beschäftigen wir uns am Sandkasten mit Flussübergängen über den **San**. Wohl war das Gerücht aufgetaucht, dass es vielleicht gegen Russland ginge, aber so recht wollte immer noch niemand daran glauben. Den Russischunterricht betrachteten wir als Beschäftigungstherapie, eine der üblichen Maßnahmen zur Belebung des Dienstes und zur Erweiterung unserer Kenntnisse. Auch die von *Major*⁴³ Haarhaus abgehaltenen Sandkastenübungen brauchten nicht unbedingt Alarmzeichen zu sein, denn jede Armee befasst sich mit der Verteidigung seiner Grenzen, und Flussübergänge waren ein beliebtes Thema. Und außerdem hatten wir doch ein **Bündnis mit der Sowjetunion!**

Die meisten OA-Feldwebel werden zu Leutnants der Reserve befördert. Ich bin nicht dabei. Hauptmann Goßmann teilt mir mit, dass mir noch einige Wochen an der Mindestdienstzeit fehlen, die für jede Rangstufe vorgeschrieben sind. Die andern waren ja alle schon im Polen- und Frankreichfeldzug dabei, während ich noch zuhause saß.

Das Bataillon wird verlegt. Es sollen noch einige Divisionen in unserem Raum stationiert werden. Die Einheiten rücken dichter zusammen.⁴⁴ Das ist nun doch deutlich! Wir packen und verladen also und rücken zum Marktplatz, wo das Bataillon sammelt. Es ist ein kriegerisches Bild, das sich auf dem Platz entfaltet. In langen Kolonnen stehen Soldaten und Fahrzeuge am Bürgersteig entlang und bilden ein großes Viereck. Melder laufen hin und her. Rufe, Befehle und Kommandos erschallen. Berittene stehen wie Bildsäulen vor ihren Zügen. Ich selbst, in Kampfausrüstung mit Stahlhelm und umgehängter Maschinenpistole, reite langsam an meinem Zug entlang. Da kommt Sofia mit einer Freundin auf dem Bürgersteig an mir vorbei. Aber sie sieht mich nicht an.

23.04.1941, 20 Uhr.⁴⁵ Das Bataillon setzt sich in Bewegung. Unser Marschziel ist das Dorf **Męcinka**, sechzehn Kilometer ostwärts von Jasło. (Męcinka wird hinter dem „e“ mit einem nasalen „n“ gesprochen: Me(n)cinka).

Es ist schon dunkel, als wir unseren neuen Standort erreichen. Beim Schein der Taschenlampen fahren unsere Fahrzeuge auf einer Wiese auf, wo sie unter Bäumen in Fliegerdeckung stehen. Der lehmige Boden ist nass und aufgeweicht, so dass das Auffahren nicht ganz reibungslos verlief. Während die Fahrer dann ausspannen und die Pferde versorgen, suchen die Züge ihre Quartiere auf. Mein Zug liegt in einem großen **Schulraum**, ich selbst mit dem Kompanietruppführer in einem Bauernhaus, das von einer Frau mit ihrer etwa 16-jährigen Tochter bewohnt wird. Es ist ein einfaches Lehmhaus mit Strohdach, wie sie in vielen polnischen Dörfern stehen. Nach einigen Tagen wechsele ich aber dieses Quartier. An meiner Stelle zieht Gefreiter Sasse zu dem Kompanietruppführer, während ich mit einem aktiven Oberfeldwebel zusammenziehe. Unsere neue Unterkunft liegt oben am Rand eines ziemlich steilen Hanges, ist sauberer als das erste Haus, hat Dielen und Fenstergardinen und gehört einem polnischen Eisenbahner, der nett und freundlich zu uns ist. Er hat noch eine Frau und zwei Töchter, und die ganze Familie versteht kein einziges Wort Deutsch. Meinem Kameraden, der als Oberschlesier fließend polnisch spricht, macht das nichts aus. Ich aber bin gezwungen, polnisch zu reden und lerne auf diese Weise viel und schnell.

Unser lebenslustiger Oberleutnant hat sich beim Alten wieder einmal in die Nesseln gesetzt. Obgleich er mit seinem Zug Alarmwache hatte, erschien er abends im Schlafanzug in der Tür seines Hauses. Als der Chef das erfuhr, war der Teufel los. Kurze Zeit darauf wurde dieser pflichtvergessene Heini versetzt, und wir bekamen einen anderen Kompanieoffizier. Es ist Leutnant Herzog, groß, schlank, mit schmalen Gesicht und einem leichten Sehfehler. Wir haben uns von Anfang an gut verstanden, denn er mochte mich aus unerfindlichen Gründen gern leiden.

Dicht beim Dorf liegt ein kleines Elektrizitätswerk, in dem ein deutsches Polizeikommando untergebracht ist. Das Gelände um dieses Werk ist mit Ginster und Weidengebüsch bestanden und eignet sich gut für unseren Geländedienst. Hier übe ich meist mit meinen Granatwerfern. Nach dem Dienst spaziere ich durch das Dorf, spreche die Leute an oder werde angesprochen, wobei ich dann auch in die Häuser gehe. Bei einer Familie war ich zweimal. Der Mann ist verschlossen. Er mag uns

⁴² *Der Russisch-Unterricht wurde im Januar aufgenommen und ab Mai verstärkt (TätBer 257. I.D. Frame 000703, 000631).*

⁴³ *im Original irrtümlich „Oberst“*

⁴⁴ *TätBer 257. I.D. T-315 Roll 1802 Frame 000580. Ab April rückte die Division schrittweise an die Demarkationslinie am San heran. (Benary S. 23)*

⁴⁵ *TätBer 257. I.D. Frame 000206/580*

nicht. Aber die Frau ist sanft und freundlich, und die etwa 20-jährige Tochter ist sehr zutraulich und will alles Mögliche von mir wissen und erklärt bekommen, vor allem Worte, die unsere Landser ihr auf der Straße zurufen.

Von Zeit zu Zeit reite ich mit den anderen Feldwebeln durch die Umgebung. Einmal durchschwimmen wir mit den Pferden ein kleines Flösschen, das in der Nähe des Dorfes am Elektrizitätswerk vorbeifließt. Wir ritten ins Wasser, bis die Pferde den Boden unter den Füßen verloren und losschwammen, während wir ruhig im Sattel sitzen blieben. Auf dem Rückweg ließen wir uns, sobald die Pferde zu schwimmen begannen, aus dem Sattel gleiten und schwammen nebenher, wobei wir das Pferd nur mit einer Hand an der Mähne fassten. Bei dieser Methode musste man nur wieder rechtzeitig im Sattel sitzen, bevor das Pferd am anderen Ufer Grund fasste. Das alles taten wir in voller Uniform. Es war warm genug, und die Sachen trockneten schnell.

Ein andermal kletterte ich mit Leutnant Herzog einen bewaldeten Hang hinauf bis zu einem Wassertümpel, wo wir mit unseren Pistolen nach Fröschen schossen. Manchmal ging ich auch in unsere Kompaniekantine, die wir im Schulgebäude eingerichtet hatten. (Übrigens hatte ich in Jasło einmal den Kantinenunteroffizier während seines Urlaubs für 14 Tage vertreten. In diesen zwei Wochen hatte ich die Kasse völlig durcheinander gebracht.)

1. Mai 1941. Wir feiern in der Kantine meinen 31. Geburtstag. Nach der Feier trete ich leicht benebelt zu später Stunde den Heimweg an, trotzte versehentlich in mein erstes Quartier und betrete die einzige beleuchtete Stube. Es ist das Schlafzimmer der Frau und ihrer Tochter, die beide schon in ihren Betten liegen. Und auf jedem Bettrand saß, zum Kopfkissen hingebeugt, ein Soldat. Es sind die beiden, die hier einquartiert sind. Ich ziehe mich etwas ernüchert in meine jetzige Unterkunft zurück.

Hier haben wir uns inzwischen recht gut eingelebt. Die beiden Töchter des Hauses, die uns bei unserer Ankunft mit feindseligen Blicken gemessen haben, sind umgänglicher geworden. Wenn wir Zeit und Lust haben, machen wir uns nützlich. Einmal lösen wir die beiden Mädchen beim Mehlmalen ab. Das Mahlen erfolgt mit zwei runden, waagrecht übereinander liegenden Mühlsteinen. Der obere Stein, an dem sich ein Griff befindet, wird mit der Hand im Kreis gedreht, so dass das zwischen den Steinen liegende Korn zerrieben wird. Die uns ungewohnte Arbeit ist anstrengend. Wir müssen immer häufiger Pause machen und geben nach 20 Minuten unter dem Gelächter der beiden Mädchen auf. Dabei ist der Oberschlesier ein Hüne von Gestalt! Da war es doch angenehmer, von unserem Fenster aus auf Krähen zu schießen oder den Mädchen bei der Gartenarbeit zuzusehen! Manchmal stehen wir abends noch mit der Familie oder mit den beiden Mädchen in der Haustür beisammen und versuchen ein bescheidenes Gespräch. Die Stimmung ist friedlich und das Verhältnis zu diesen Menschen ungetrübt. Die ältere der beiden Töchter, anfangs eine unnahbare Wildkatze, ist jetzt ein Kätzchen geworden. Nur manchmal zeigt sie noch ein bisschen die Krallen. Als wir später abzogen, hat sie mir ein Foto zur Erinnerung geschenkt.⁴⁶

Als ich einmal mit dem Oberfeldwebel (ich habe seinen Namen vergessen) über die Dorfstraße ging, kamen wir an einer Gruppe von Mädchen vorbei, die in einem Garten arbeiteten. Eine von ihnen machte eine Bemerkung, auf die mein Kamerad prompt eine Antwort hinüberrief. Da kreischten die Mädchen überrascht auf: „Der kann ja polnisch!“

Sonntags ist dienstfrei, aber hier im Dorf ist nichts los. Wer also nicht lieber schläft, oder in der Kantine oder bei den Dorfbewohnern – vorzugsweise weiblichen – Unterhaltung sucht, versucht nach Jasło zu gelangen, um dort alte Bekanntschaften weiter zu pflegen. Der Alte ist sehr dagegen und gibt keine Erlaubnis zum Verlassen des Dorfes. Also muss man heimlich fahren. Da in Męcinka eine Bahnstation ist, gelang es einigen, einen Personen- oder Güterzug zu benutzen. Feldwebel Lehmann ließ sich einmal mit einer Draisine mitnehmen. Ich selbst habe einmal eine einzelne Lokomotive angehalten und ließ mich dann kurz vor dem Bahnhof Jasło an einer Schranke absetzen. Einige Male habe ich mir von den Polizisten im Elektrizitätswerk ein Fahrrad geliehen. Damit fuhr ich dann immer auf dem Bahndamm entlang, auf dem schmalen Trampelpfad dicht neben dem Gleis. Das war abends im Dunkeln bei der Rückkehr nicht ganz einfach. Einmal bin ich den Bahndamm hinunter gekollert, und ein andermal bekam ich einen „Platten“. Ich schob den Drahtesel bis zum nächsten Haus und ließ mir dort eine Luftpumpe. Ich hatte Glück, dass eine vorhanden war. Gewundert habe ich mich auch, dass die junge Frau gar nicht erschrak, als sie die Tür öffnete und einen deutschen Soldaten vor sich

⁴⁶ *Dieses und alle anderen Fotos seiner weiblichen Bekannten hat der Autor nach der Hochzeit auf Bitten seiner Frau vernichtet – verständlich, aber schade.*

sah. Es war doch spät abends und stockfinster, und sie selber war offenbar schon im Bett gewesen, denn sie trug nur einen Unterrock. Als ich dann beim Elektrizitätswerk ankam, war die Luft schon wieder raus. Ich habe das Fahrrad auch nicht mehr bekommen.

Ich war mehrmals in Jasło, bei Sofia. Nur einmal trafen wir uns in einem Dorf, das halbwegs zwischen Jasło und Męcinka lag. Sie war hier zu einem Verwandtenbesuch, und so haben wir uns hier verabredet. Wir trafen uns außerhalb des Dorfes in einem kleinen Wäldchen und liefen darin herum. Ihre Zuneigung war offensichtlich, und ich begreife heute noch nicht, warum ich gerade diesmal so unglaublich zurückhaltend war.

Sechs Wochen lagen wir nur in Męcinka, als wir schon wieder verlegt wurden.⁴⁷ Diesmal rückten wir aber nur in das Nachbardorf **Jedlicze**, das nur eine halbe Wegstunde von Męcinka entfernt war, so dass wir häufig zwischen den beiden Dörfern hin und her pendelten. Einmal bekam ich hier noch Besuch von Sofia, die mit einem Bekannten zu Rad durch das Dorf kam. Ich hatte gerade Mittagsruhe gehalten und ging noch ganz verschlafen zu ihr auf die Straße. Wir sprachen nur einige belanglose Sätze miteinander. Es war nicht der Ort für Gespräche. Der Begleiter hatte sich feinfühlig etwas entfernt. Dann fahren sie weiter. Es war unsere letzte Begegnung. Ich habe sie nie wiedergesehen. Nur ein paar Fotos waren mir geblieben.

Von Jedlicze aus verlegten wir nach **Radymno** am San.⁴⁸ Wir rücken nachts in die Quartiere.⁴⁹ Der Ort ist voller Truppen. Artilleristen beginnen Gartenzäune umzulegen und Geschützstellungen auszubauen. Jetzt ist es auch dem letzten klar, dass es Krieg gegen die Sowjetunion gibt.

Ich werde zur Divisions-Führerreserve abkommandiert⁵⁰, die von *Major*⁵¹ Haarhaus geführt wird. Sie umfasst etwa 30 Offiziere, Unteroffiziere und einige Mannschaftsdienstgrade. Wir sind in einer Scheune untergebracht.⁵²

3. Teil Rußland-Feldzug

Vormarsch mit der Führerreserve - Kesselschlacht von Uman - Vormarsch und Kämpfe im Sommer 1941 - Winterkämpfe 1942 - Sommeroffensive und Vormarsch 1942.

22. Juni 1941. Um 3 Uhr nachts erwachen wir plötzlich von dem dumpfen Grollen der Artillerie-Abschüsse bei **Przemysl** und **Sanok**⁵³. Wenige Augenblicke später brummen die ersten deutschen Bomber über uns hinweg in Richtung Osten. Der Krieg gegen die Sowjetunion⁵⁴ hat begonnen.

Der Morgen graut. Ich bin in die Scheune zurück gegangen, liege nun auf meiner Strohschütte und starre gegen das Dach. Ein entscheidender, schicksalsschwerer Tag hat begonnen. Ich habe nicht die geringste Angst, aber in mir ist so ein dumpfes Gefühl, das wohl jeden ergreift, der am Anfang einer gefahrvollen und völlig ungewissen Zukunft steht. Wir führen nun den mit Recht so gefürchteten Allfrontenkrieg, haben eine neue Riesenfront eröffnet und stoßen in eine unendliche Weite hinein, die

⁴⁷ zwischen 24. und 29.05.1941 (KTB 257. I.D. T-315 Roll 1803 Frame 000006/15)

⁴⁸ 10.–17.06.1941 gem. KTB 257. I.D. T-315 Roll 1803 Frame 000024...99, ab 11. gem. Benary S. 25

⁴⁹ Das II./I.R. 477 lag in **Kaszyce** (KTB 257. I.D. T-315 Roll 1803 Frame 000099).

⁵⁰ Die Kommandierung zur Führerreserve muss bereits vor dem 20.05.1941 erfolgt sein, da der Autor in der **Offizierstellenbesetzung vom 20.05.1941** nicht gelistet ist. Dort sind Feldwebel nur aufgeführt, wenn sie als Zugführer eine Offizierstelle innehaben, aber als in der Führerreserve befindlich werden nur Offiziere angegeben. Die zur Führerreserve Kommandierten blieben aber wie der Autor noch über den 06.06. hinaus bei der Truppe (KTB 257. I.D. T-315 Roll 1803 Frame 000023), vermutlich bis zu diesem 21.06. abends, als das Regiment in seine Angriffspositionen vorrückte (Frame 000096). Deshalb erlebte er sich erst jetzt als Angehöriger der Führerreserve.

⁵¹ im Original irrtümlich „Oberstleutnant“

⁵² Das Feldersatzbataillon, dem die Führerreserve angegliedert war (TätBer 257. I.D., NARA T-315 Roll 1802 Frame 000560/606), lag in **Hnatkowice** (KTB 257. I.D. T-315 Roll 1803 Frame 000099).

⁵³ Sanok ist 65 km von Radymno entfernt! Vielleicht Jaroslaw?

⁵⁴ **Unternehmen Barbarossa**